

Entwicklungspolitik Kompakt



Nr. 6, 18. Februar 2015

Was die „Psychologie der Armut“ für die Entwicklungszusammenarbeit bedeutet

Autor: Dr. Felix Povel

Redaktion: Annemie Denzer-Schulz

Mangelnde Einkommens- und Beschäftigungsmöglichkeiten; gesundheitsgefährdende Wohn- und Lebensbedingungen; ein niedriges Bildungsniveau und Marginalität – es gibt viele vergleichsweise gut untersuchte Ursachen von Armut. Die sogenannte „Psychologie der Armut“ gehört noch nicht dazu. Sie steht im Mittelpunkt einer jungen Forschung, die die mentalen Auswirkungen von (a) materieller Entbehrung und (b) einem relativ geringen Status in einer Gesellschaft untersucht.

Mentale Auswirkungen von materieller Entbehrung

Ein Teil der Analysen zielt auf die „kognitive Steuer“ ab, die Armut den Menschen auferlegt. Die Grundannahme hierbei ist, dass Arme im Durchschnitt genauso viele kognitive Kapazitäten (zum Beispiel Problemlösungs- oder Lernfähigkeiten) haben wie Nicht-Arme. Allerdings werden diese Kapazitäten bei armen Menschen deutlich mehr beansprucht als bei Menschen, die in verhältnismäßiger materieller Sicherheit leben: Arme müssen nicht nur den Mangel verwalten, sondern Fehlentscheidungen am Rande des Existenzminimums können auch viel gravierendere Konsequenzen haben.

Diese höhere kognitive Besteuerung von Armen ist in Laborexperimenten ebenso nachgewiesen worden wie in der realen Welt. So leiden beispielsweise viele Landwirte in Entwicklungsländern vor der Ernte unter temporärer materieller Knappheit. Nachher hingegen sind dieselben Individuen dank ihrer Ernteerträge relativ reich. Diese Konstellation machten sich Forscher zunutze, um jeweils vor und nach der Ernte die „exekutiven Funktionen“ und die „fluide Intelligenz“ von indischen Zuckerrohrbauern zu messen. Exekutive Funktionen werden etwa für Impulskontrolle und emotionale Selbstbeherrschung benötigt. Fluide Intelligenz bestimmt logisches Denkvermögen. Beide kognitiven Variablen können für das Treffen „richtiger“ Entschei-

dungen ausschlaggebend sein. Die Landwirte schnitten bei den Tests vor der Ernte, also als sie arm waren, deutlich schlechter ab als nachher. Genauer hatte ein und dieselbe Person im Zustand materieller Entbehrung einen um durchschnittlich zehn Punkte niedrigeren Intelligenzquotienten als in der „wohlhabenden“ Phase. Dieses Ergebnis bleibt stabil, auch wenn man andere potenzielle Einflussfaktoren wie zum Beispiel unterschiedliche Ernährung und Arbeitsbelastung vor und nach der Ernte mitberücksichtigt.

Darüber hinaus hat Entbehrung weitere negative psychologische Effekte. In Kenia etwa wurden bei Landwirten höhere Niveaus des Stresshormons Cortisol infolge von Einkommensschocks nachgewiesen. Cortisol beeinflusst unter anderem den Teil des Gehirns, der für Impulskontrolle verantwortlich ist (den „präfrontalen Cortex“). Fehlende Impulskontrolle wiederum erklärt zumindest teilweise zu geringe Sparquoten, mangelhafte Ernährung und gesundheitsschädliches Verhalten (Rauchen, Trinken etc.).

Mentale Auswirkungen von geringem Status

Ferner können ein niedriger sozialer Status beziehungsweise relative Armut wie eine kognitive Steuer wirken und fatalistisches Verhalten (Lethargie) fördern. Dieser Effekt ist substantiell und nicht auf Entwicklungsländer beschränkt. Zum Beispiel wurde bei Experimenten in den USA Teilnehmern unauffällig ein bestimmter sozialer Status suggeriert. Genauer wurde zu Beginn unter anderem das Jahreseinkommen anhand verschiedener Einkommensklammern abgefragt. Dabei lautete in manchen, zufällig ausgewählten Fällen die höchste Einkommensklammer „über 40.000 USD“ (Suggestion eines hohen sozialen Status), in anderen die niedrigste Einkommensklammer „unter 80.000 USD“ (Suggestion eines geringen sozialen Status). Teilnehmer, denen auf diese Weise ein gerin-

ger sozialer Status suggeriert wurde, wiesen in nachfolgenden Tests tendenziell schlechtere exekutive Funktionen auf und glaubten weniger an die Beeinflussbarkeit des eigenen Schicksals.

Mit anderen Worten können psychologische Auswirkungen von (relativer) Armut zu einer Armutsfalle werden: Das Überleben am Existenzminimum beansprucht kognitive Kapazitäten, verursacht Stress und entmutigt. Die Folge sind weniger durchdachte Entscheidungen und fehlende Eigeninitiative, wodurch sich die Chancen zur Überwindung der Armut spürbar reduzieren.

Fazit

Aus der psychologischen Armutsforschung lassen sich wichtige Erkenntnisse für die Entwicklungszusammenarbeit (EZ) ableiten:

1. Maßnahmen der direkten Armutsbekämpfung wie etwa „Cash Transfers“ bekommen eine zusätzliche Legitimation: Sie reduzieren Armut nicht nur unmittelbar, sondern hebeln auch die psychologischen Folgen beziehungsweise Ursachen von Entbehrung aus. Sie haben damit „investiven Charakter“ und können sich über die Zeit selbst überflüssig machen (temporäre Intervention).
2. Die Psychologie der Armut sollte beim Design von Interventionen berücksichtigt werden. Gerade bei Maßnahmen der selbsthilfeorientierten Armutsbekämpfung, die die kognitiven Kapazitäten der Zielgruppe stark zusätzlich beanspruchen, sollte auf einen realistischen Eigenbeitrag und ein gutes „Timing“ geachtet werden (zum Beispiel durch die Vermeidung von saisonalen Stressphasen). Weitere Ansatzpunkte sind geschicktes Empowerment zur Überwindung von Lethargie und die Reduzierung der kognitiven Beanspruchung der Zielgruppe.
3. Schließlich kann durch clever gewählte „Anstupser“ („Nudges“) das Verhalten der Zielgruppe in die „richtige“ Richtung gelenkt werden.

Zwar revolutioniert die Psychologie der Armut die EZ nicht. Aber ihre systematischere Berücksichtigung im Projektdesign kann die Wirksamkeit entwicklungspolitischer Interventionen deutlich erhöhen. ■